

»Ich habe ehemäßig geschrieben«
Beziehungsmodelle und Erzählformen im Umbruch

Jutta Heinz

Die Ehe steht in der Literatur in keinem guten Ruf. Üblicherweise wird nur ihre Vorgeschichte erzählt; die Heirat gilt dabei zwar als punktuelles ›happy end‹, doch allein in Märchen heißt es über die darauf folgende Zeitspanne: »Sie lebten glücklich bis an ihre seliges Ende«. Selbst diejenigen Eheromane der Moderne, die protoypisch im Bildungsbewußtsein verankert sind – Goethes *Wahlverwandtschaften*, Flauberts *Madame Bovary* oder Fontanes *Effi Briest* – demonstrieren nur das mehr oder weniger desaströse Scheitern von Ehen. Sucht man nach einem positiven Vorbild, einer Darstellung gelungenen Ehelebens, muß man weit zurückgreifen: In der Volksdichtung des Humanismus blühte wohl letztmals eine gelegentlich satirische, gelegentlich traktathafte ›Ehestandsliteratur‹. Was jedoch ist mit dem nicht allzu kleinen Zeitraum zwischen Fischarts *Philosophischem Ehezuchtbüchlein* und Fontanes *Effi Briest*, speziell dem 18. Jahrhundert, das gemeinhin als eine wesentliche Formierungsphase bürgerlichen Selbstbewußtseins gilt? Man sollte vermuten, die Literatur über und von der genuin bürgerlichen Ehe – als einem der wesentlichen Bausteine dieses neuen Selbstverständnisses – sollte unter diesen Bedingungen wachsen und gedeihen. Weit gefehlt jedoch. Im Jahr 1774 schreibt der Königsberger Bürgermeister, Kant-Tischgenosse und Verfasser eigenwilliger Romane Theodor Gottlieb von Hippel (im Übrigen überzeugter Junggeselle) die bissigen Sätze:

Das Leben eines Ehemannes ist, bis auf den Punkt zu sterben, schon zu Ende. Man sollte sich ein Ehebett und ein Erbbegräbnis an *einem* Tag bestellen. [...] Alle Romane, alle Komödien hören mit der Heirat auf, weil das ewige Einerlei des Ehestandes keine Dinge abwirft, die einer Beschreibung wert wären.¹

1 Theodor Gottlieb von Hippel: Über die Ehe. Berlin 1774; hier zitiert nach dem Neudruck, hg. von Günter de Bruyn, Berlin 1979, S. 51.

Tatsächlich finden sich in der Romanliteratur der Zeit wenig Darstellungen des Ehelebens überhaupt, und schon gar keine von ›guten‹ Ehen. Es gibt jedoch eine zumindestens der schönen Literatur nahestehende Gattung, die sich im 18. Jahrhundert mit der Ehe beschäftigt und vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte durchaus eine gewisse Blüte erreicht: Die popularphilosophische Ratgeber- und Lebenshilfeliteratur tritt die Nachfolge der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ehestandstraktate an. In Texten wie Hippiels mehrfach überarbeiteter und neu aufgelegter Schrift *Über die Ehe*, Leonhard Meisters ebenfalls in zwei Auflagen erschienenen *Sittenlehre der Liebe und Ehe*, den entsprechenden Passagen in dem Bestseller *Über den Umgang mit Menschen* des Freiherrn Adolph von Knigge oder Joachim Heinrich Campes populärem *Väterlichen Rath für meine Tochter* lassen sich eine Vielzahl von Gründen dafür finden, daß Ehen im 18. Jahrhundert scheitern; und sie thematisieren dabei auch immer wieder das Verhältnis von Ehe und schöner Literatur.

Die Literatur über und von der Ehe bietet insofern ein gutes Exempel, um anhand eines begrenzten Textkorpus literarische und nicht-literarische Verarbeitungen des Themas einander gegenüber zu stellen. Dabei durchläuft die Ehe selbst gegen Ende des 18. Jahrhunderts – veranlasst vor allem durch neue gesetzliche Regelungen wie die Scheidungsgesetzgebung, aber auch durch das wesentlich in der Literatur entwickelte Konzept der ›romantischen‹ Liebe – wesentliche Veränderungen, die zur Verunsicherung bisheriger festgefügtter Vorstellungen, besonders über die Rolle der Frau, beitragen.² Dagegen bietet die Ratgeberliteratur eine Reihe von Rezepten an, die ich im Folgenden im

- 2 Vgl. zur Entwicklung der Ehe allgemein: Philippe Ariès und Georges Duby (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens*. Bd. 3: *Von der Renaissance zur Aufklärung*. Hg. von Philippe Ariès und Roger Chartier; Bd. 4: *Von der Revolution zum Großen Krieg*. Hg. von Michelle Perrot. Paris 1986/1987; Michael Maurer: *Die Biographie des Bürgers*. Göttingen 1996, bes. Kap. VIII; zu Ehe und Literatur: Maria E. Müller: *Eheglück und Liebesjoch. Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts*. Basel 1988; Barbara Becker-Cantarino: *Der lange Weg zur Mündigkeit: Frau und Literatur (1500–1800)*. Stuttgart 1987, bes. Kap. 1.; Regina Mahlmann: *Psychologisierung des ›Alltagsbewußtseins‹. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe*. Opladen 1991.

Rahmen einer Mini-Diskursanalyse analysieren werde (I.).³ Nach einem kurzen Zwischenspiel zu einer ›Mischform‹ zwischen nicht-fiktionaler und fiktionaler Literatur (II.) werde ich anhand einiger Beispiele untersuchen, wie sich das »Erzählen vom Eheleben« im 18. Jahrhundert im Verhältnis zu diesem Diskurs entwickelt und welche erzählerischen Lösungen gefunden werden, um das »ewige Einerlei des Ehestandes« vielleicht doch noch ein bißchen literaturfähiger zu machen (III.).⁴ Gleichzeitig soll auch deutlich werden, daß und wie sich das Erzählen im Umbruch zwischen Frühaufklärung und Romantik entwickelt.

I. Ehereflexion im Ratgeberdiskurs: Ehezwecke

Die Darstellung der Ehe in der Sachprosa der Zeit läßt sich recht übersichtlich an der Leitlinie der Diskussion um die verschiedenen Ehezwecke systematisieren. Seit der Antike werden der Ehe eine Reihe von Funktionen zugeschrieben, die gleichzeitig dazu dienen, sie gegen Angriffe von verschiedener Seite und andere Lebens- und Beziehungsmodelle (wie beispielsweise das kirchliche Zölibat oder die antike Knabenliebe) zu rechtfertigen. Ich reihe die einzelnen Zwecke zunächst einfach auf

- 3 Eine gute Zusammenstellung weiterer zeitgenössischer Literatur zur Ehe bietet der Ausstellungskatalog von Ursula Rautenberg (Hg.): *Über die Ehe. Von der Sachehe zur Liebesheirat*. Schweinfurt 1993. In Teilen überschneidet sich der Ansatz dieser »Mini-Diskursanalyse« auch mit den historisch argumentierenden Teilen von Niklas Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität* (Frankfurt a. M. 1994). So zieht Luhmann in den Kapiteln über das 18. Jahrhundert vor allem englische und französische Romanliteratur hinzu und ergänzt diese durch die Traktatliteratur, »mit dem Eindruck einer zunächst starken, dann abnehmenden Verflechtung mit der Maximen- und Traktatliteratur« (S. 11).
- 4 Vgl. auch: Helmut Schmidt: *Liebe, Ehe, Ehebruch: Ein Spannungsfeld in deutscher Prosa von Christian Fürchtegott Gellert bis Elfriede Jelinek*. Opladen 1993; Julia Bobsin: *Von der Werther-Krise zur Lucinde-Liebe: Studien zur Liebesemantik in der deutschen Erzählliteratur 1770–1780*. Tübingen 1994 (bes. Kap. 2: »Der außerliterarische Diskurs über Liebe, Ehe und Sexualität«); Bettina Recker: »Ewige Dauer« oder »ewiges Einerlei«. *Die Geschichte der Ehe im Roman um 1800*. Würzburg 2000.

und akzentuiere die spezifische Ausformung, die sie im 18. Jahrhundert gegenüber der Tradition erfahren haben.

(1) Die Ehe ist zunächst eine *Erwerbsgemeinschaft*, also eine ökonomische Institution, die auf dem Führen eines gemeinsamen Haushalts beruht. Während dem Mann dabei im 18. Jahrhundert noch ziemlich unangefochten die Entscheidungsmacht des Haushaltsvorstandes zukommt, ist die Frau für die Organisation und Kontrolle des Hauswesens und der Dienstboten im Einzelnen verantwortlich. Sie muß deshalb eine gute Haushälterin sein – was in den Eheratgebern meist als Ansammlung bürgerlich-ökonomischer Tugenden der Mäßigkeit dargestellt wird; ein Beispiel aus Leonhard Meisters *Sittenlehre der Liebe und Ehe für meine Freundin*:

Reichthum ohne Verschwendung, Sparsamkeit ohne Geiz, Leichtigkeit und Lebensart ohne Nachlässigkeit, Genauigkeit ohne ängstliches Wesen und Steifigkeit herrschen in ihrem ganzen Betragen.⁵

»Gute Hauswirtschaft« ist, so auch Knigge, »eines der notwendigsten Stücke zur ehelichen Glückseligkeit«⁶; legt sie doch die materielle Basis, auf der sich das Zusammenleben in seinen höheren seelischen und geistigen Komponenten erst entfalten kann. Dabei wird die bürgerliche Mäßigkeit in ökonomischen Dingen im 18. Jahrhundert von zwei Seiten bedroht. Die Ehe ist wegen der nicht zu kalkulierenden Kinderzahl, aber auch wegen der allgemeinen wirtschaftlichen Unsicherheit bürgerlicher Arbeit ein Armutsrisiko. Sind hingegen pekuniäre Mittel im Überfluß vorhanden, droht Verschwendung für die oberflächliche gesellschaftliche Repräsentation nach dem Vorbild des Adels; das wird in der allgegenwärtigen Luxuskritik der Zeit immer wieder thematisiert.

5 Leonard Meister: *Sittenlehre der Liebe und Ehe für meine Freundin*. Winterthur 1779, hier S. 20.

6 Adolph Freiherr von Knigge: *Über den Umgang mit Menschen*. 3. Auflage Hannover 1790, hier zitiert nach dem Neudruck, hg. von Gert Ueding. Frankfurt a. M. 1977, S. 168.

(2) Die Ehe ist ein *Vertragswerk*. Die juristisch formulierte Verbindlichkeit tritt dabei immer deutlicher das Erbe der religiösen Definition der Ehe als unauflösbares Sakrament an; in einer zeittypischen Formulierung:

Die Ehe ist ein förmlicher Vertrag, beyde Theile verpflichten sich einander glücklich zu machen, und jeder Theil muß das seinige thun.⁷

Aus dem Vertragscharakter folgt eine explizite Lehre von Ehepflichten und Ehrechten, die jedoch meist unterschiedlich gewichtet auf beide Vertragspartner verteilt werden. So ist es zwar »unrecht« (und gibt den Dienstboten und den Kindern zudem ein schlechtes Vorbild), wenn der Mann fremdgeht, aber letztlich kein Scheidungsgrund. Die Frau hingegen, die ihren Mann betrügt, ist »unnatürlich und gottlos«.⁸ Begründet werden diese und andere Ungleichheiten meist durch eine komplementäre Bestimmung der jeweiligen Geschlechtscharaktere; exemplarisch sei Knigge zitiert:

Schwächerer Körperbau; eingepflanzte Neigung zu weniger dauerhaften Freuden; Launen aller Art, die den Verstand oft in den entscheidensten Augenblicken fesseln; Erziehung und endlich bürgerliche Verfassung, welche die Verantwortung des Hausregiments allein auf den Mann wälzt; das alles bestimmt laut die Gattin, Schutz zu suchen, und legt dem Gatten die Pflicht auf zu schützen.⁹

Insgesamt werden den Männern meist neben größerer körperlicher Stärke die besseren analytischen Fähigkeiten und eine entschiedenerere Durchsetzungskraft zugeschrieben; die Frauen hingegen haben feinere Sinne, eine beweglichere Einbildungskraft und eine empfindlichere Moral – was sie immerhin auf bestimmten Gebieten, wie denjenigen der guten Sitten oder der Ästhetik, als kompetenter erscheinen läßt. Die ›Gleichheit‹ der beiden Vertragspartner kann deshalb nur als eine Art

7 [Wilhelmine Karoline von Wobeser]: Ueber den Umgang der Weiber mit Männern. Ein nothwendiger Anhang zu der bekannten Schrift: *Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte*. Leipzig 1800, hier S. 67.

8 Hippel (Anm. 1), S. 37.

9 Knigge (Anm. 6), S. 171. – Ein Extrem dieser physisch-anthropologischen Argumentation vertritt Hippel, der die Frauen allein wegen ihrer häufigen Schwangerschaften und den Schwankungen des biologischen Zyklus von jeglicher Art der Mitbestimmung ausschließen will.

abstrakte Chancengleichheit auf Glück (nach dem Muster des ›pursuit of happiness‹) bestimmt werden, wie es beispielsweise Meister versucht:

Niemals, meine Freundin, wird irgend ein Band, das ehliche und häusliche eben so wenig als das bürgerliche, ganz zu beglücken im Stand sein, so lang nicht jedes Glied der verbundenen Gesellschaft, vermittelst gegenseitigen Vertrages, gleich beglückt ist.¹⁰

(3) Zu den wichtigsten ehelichen Pflichten gehören auch im 18. Jahrhundert diejenigen, auf die die Formulierung im allgemeinen Sprachgebrauch inzwischen eingeschränkt wurde: Die Ehe ist nicht zuletzt eine Art *Bedürfnisanstalt*. Am weitesten hat dieses Argument bekanntlich Kant getrieben, der den Ehe-Vertrag auf die »Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften«¹¹ gründete. Die Domestizierung der sexuellen Bedürfnisse (vor allem des Mannes) ist ein altherwürdiges Argument für die Ehe und spielt auch im popularphilosophischen Schrifttum des 18. Jahrhunderts eine wichtige Rolle. So beklagt Leonhard Meister beispielsweise die mangelhafte Aufklärung junger Frauen über die »Physik des ehlichen Leben[s]«¹², die einer der wichtigsten Gründe für das Scheitern einer Ehe werden könne, und fordert im Eheleben eine »gewisse Coketterie unter Ehgenossen«, um die »Flamme der Liebe zu erhalten«.¹³ Dabei gilt auch hier ein Mäßigungsideal: Erstrebenswert ist ein schmaler Pfad zwischen natürlicher Schamhaftigkeit auf der einen Seite und »unnatürlichen Ausschweifungen« auf der anderen. Denn das völlige Erlöschen der sexuellen Attraktivität, sei es aufgrund von Alter oder Gewohnheit, wird immer wieder als Problem diagnostiziert; mehrere Autoren raten den Frauen sogar zu periodischer Verweigerung der ehelichen Pflichten – beispielsweise unter Berufung auf die quasi »natürlichen« Keuschheitsphasen von Monatsblutung oder Schwangerschaft, aber auch als gezielter Einsatz im »Stratagem der Liebe«; so Meister:

10 Meister (Anm. 5), S. 79.

11 In der *Metaphysik der Sitten*, § 24: Des Rechts der häuslichen Gesellschaft erster Titel: Das Eherecht.

12 Meister (Anm. 5), S. 63.

13 Ebd., S. 47.

Und so schwer ihm auch die Arbeit des Tages, so abschreckend für ihn dieses oder jenes, entweder öffentliche oder Privatgeschäft seyn wird, wie sollt er sich denselben nicht unterziehn, wenn er zum voraus versichert seyn kann, daß vor Vollendung desselben für ihn keine Schäferstunde der Liebe erscheint!¹⁴

(4) Die Domestizierung der Sexualtriebe dient auch einem weiteren Hauptzweck der Ehe, nämlich ihrer Vorbildfunktion als *Staatsmodell*. Die Familie wird dabei in einer verbreiteten Analogie als »kleiner Staat«¹⁵ verstanden; das Familienleben übt diejenigen Sozialtugenden ein, die der Staat für sein Funktionieren benötigt, so Campe:

Wie das häusliche Leben der Menschen, so ihr öffentliches; wie das häusliche Familienglück, so das öffentliche Staatswohlergehn.¹⁶

Den Ehefrauen kommt dabei nicht nur die Funktion zu, den im bürgerlichen Erwerbsleben eingespannten, gestreßten Ehemann im Haushalt zu entlasten und ihm wenigstens sein Privatleben zu versüßen. Vielmehr ist sie vor allem wegen ihrer besonderen Kompetenzen im Bereich des Geschmacks, des sozialen Umgangs und der guten Sitten – für das allgemeine Kultivierungsniveau einer Gesellschaft verantwortlich: Das männliche Bemühen, den Frauen zu gefallen, ist die »erste mächtige Triebfeder, welche alles in Bewegung setzt«¹⁷; nur im Umgang der Geschlechter miteinander konnte sich die menschliche Kultur entwickeln. Schließlich ist die Frau auch für die Aufzucht der Kinder, vor allem jedoch der Töchter, zumindestens mitverantwortlich: Sie erzieht die künftigen Staatsbürger zu den bürgerlichen Tugenden der Mäßigung.

(5) Damit komme ich endlich zu dem ältesten Argument für die Ehe schlechthin, nämlich dem *Gebot zur Fortpflanzung*: Eheleute sollen fruchtbar sein und sich mehren und damit biologisch für den Fortbestand der Gattung – oder, politisch gewendet, des Staates – sorgen. Dass dieser Punkt erst jetzt zur Sprache kommt, hat einen guten Grund: Das seit der Antike dominante Argument für das Eingehen einer Ehe tritt nämlich im

¹⁴ Ebd., S. 69.

¹⁵ Hippel (Anm. 1), S. 18.

¹⁶ Joachim Heinrich Campe: Väterlicher Rath für meine Tochter: Ein Gegenstück zum *Theophron*. Ausgabe der letzten Hand, Braunschweig 1809, S. 21.

¹⁷ Ebd., S. 22.

18. Jahrhundert auffällig zurück. Es häufen sich Schriften, die die Grenz- und Ausnahmefälle thematisieren: Was ist mit Ehen, die aus natürlichen Ursachen kinderlos bleiben? Was ist mit Kastraten?¹⁸ Was ist mit Ehen vor oder nach der biologischen Zeugungsfähigkeit? Was ist mit Sex in der Schwangerschaft? – all dieses wird nun diskutiert. Die Ehedebatte emanzipiert sich auf diese Weise still und heimlich von der religiösen Verbindlichkeit des Sakraments, um sie auf verschiedenen Ebenen durch andere Verbindlichkeiten zu ersetzen. Das Thema Kinder ist damit nicht obsolet geworden, erhält aber neue Funktionen in der Ehezweckdebatte.

Die erste ist eine kompensatorische: So entschädigt das »göttliche Vergnügen, deine Kinder wachsen zu sehen«¹⁹, bei Hippel zumindest partiell für die offensichtlichen Nachteile des Ehe- als Sklavenstandes; und für Leonhard Meister sind Kinder geradezu ein Gegenmittel gegen den »Wurm des Hypochonders«²⁰ als Zeitkrankheit. Zum zweiten werden nun vordringlich Fragen der Kindererziehung behandelt. Im Vordergrund steht dabei die allgemein vernachlässigte Bildung der Mädchen, da diese beinahe einstimmig als Hauptgrund für das Scheitern so vieler Ehen verantwortlich gemacht wird. So kontrastiert Joachim Heinrich Campe mit nicht wenig Pathos Real- und Idealzustand der Mädchenerziehung:

Ihr seid wahrlich nicht dazu bestimmt, nur große Kinder, tändelnde Puppen, Närrinnen oder gar Furien zu sein; ihr seid vielmehr geschaffen – o vernimm deinen ehrwürdigen Beruf mit dankbarer Freude über die große Würde desselben! – um *beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des innern Hauswesens* zu werden.²¹

(6) Die hier zitierte traditionelle dreifache Bestimmung der Frau als Gattin, Mutter und Haushälterin ist für das 18. Jahrhundert damit immer noch verbindlich. Die Funktion der Gattin rückt jedoch gegenüber der der Mutter immer stärker in den Vordergrund. Doch um eine »beglückende Gattin« sein zu können, muß die Ausbildung

18 Vgl. August Wilhelm Hupel: Vom Zweck der Ehen. Ein Versuch, die Heirat der Kastraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu verteidigen. Riga 1771.

19 Hippel (Anm. 1), S. 56.

20 Meister (Anm. 5), S. 75.

21 Campe (Anm. 16), S. 19f.

junger Frauen entschieden verbessert werden; nur so können sie auch den letzten Ehezweck, den Ausbau der Ehe zur *Lebensgemeinschaft*, wirklich mitgestalten.²² So definiert Hippel beispielsweise die Ehe – unter expliziter Ablehnung des Fortpflanzungszwecks – als »vollkommenste Lebensvereinigung« und befindet: »Der Begriff ist so voller Toleranz, daß jeder dabei seine freie Eheübung exerzieren kann.«²³

Das hört sich modern an, hat aber nicht viel mit romantischer Liebe zu tun, sondern mehr mit sorgfältiger Partnerwahl, ständiger Beziehungsarbeit und vielfacher Hilfeleistung im Alltag und im Alter. Die meisten der Ehebücher stimmen darin mit Hippel überein, dass die Liebe »durch die Natur gestiftet« wird, die »Ehe aber durch die Vernunft«.²⁴ In der Ehe soll ein ursprünglich natürlicher Affekt – der aber nicht unbedingt für das Zustandekommen der Ehe vonnöten ist und schon gar nicht ihr Gelingen garantiert – zu vernunftgemäßem Verhalten in einem bewußten Prozeß nach und nach umgeformt werden. Das Ziel ist dabei nicht eine utopische vollkommene Glückseligkeit, die es »am allerwenigsten im ehlichen Leben«²⁵ geben kann, sondern gemeinsame Bewältigung und gegenseitige Verschönerung des Alltags. Knigge faßt zusammen:

Wichtig ist die Sorgfalt, welche Eheleute anwenden müssen, wenn sie sich so täglich sehen und sehn müssen und also Muße und Gelegenheit genug haben, einer mit des andern Fehlern und Launen bekannt zu werden [...]; wichtig ist es, Mittel zu erfinden, sich dann nicht gegenseitig lästig, langweilig, nicht kalt, gleichgültig gegeneinander zu werden oder gar Ekel und Abneigung zu empfinden.²⁶

22 Luhmann deutet diesen neuen »Ehezweck« im Zusammenhang der von ihm analysierten Umstellung vom Liebes- auf den Freundschaftscode im 18. Jahrhundert: »Das ganze 18. Jahrhundert durchzieht diese Bemühung, den Code für Intimität von Liebe auf »innige« Freundschaft umzustellen. Dieser Versuch schließt auch die ersten Ansätze zur Intimisierung der Ehe ein. [...] Liebe in der Ehe kann so wieder stärker betont werden, vorausgesetzt, daß sie nicht als fol amour die Gattenwahl bestimmt und rationale Liebe bleibt« (Anm. 3, S. 103).

23 Hippel (Anm. 1), S. 27.

24 Ebd., S. 31.

25 Meister (Anm. 5), S. 45.

26 Knigge (Anm. 6), S. 157.

Dazu gibt es in der Ratgeberliteratur explizite Umgangs- und Verhaltensregeln von der Empfehlung penibler Reinheit sowohl des Körpers wie des Haushalts bis hin zu Anweisungen für den Umgang mit ein- oder beiderseitigen Freunden. Am wichtigsten ist jedoch, daß das eheliche Gespräch nicht verstummt – die Langeweile ist von Anfang an eine der größten Bedrohungen des bürgerlichen, zur Unterhaltung stärker auf die Privatsphäre angewiesenen Alltagslebens. Deshalb enthalten die meisten Texte beispielsweise Lektüreempfehlungen aus dem Bereich der schönen wie auch der Sachliteratur für die bildungshungrige Ehefrau, um ihr eine anspruchsvolle Unterhaltung mit dem Ehegatten zu ermöglichen.²⁷

II. Im Übergang zwischen Literatur und Leben:

Gottfried August Bürgers *Schwabenmädel*

Dabei wenden sich die zitierten Eheratgeber vor allem an die Frauen als Lesepublikum; denn diese sind es schließlich, die über ihre Pflichten nicht hinreichend aufgeklärt sind und die durch ihre mangelhafte Erziehung letztendlich dem Eheglück am meisten im Weg stehen. Das führt dazu, dass sich die Autoren gern literarischer Einkleidungs mittel bedienen; schließlich seien die ›Frauenzimmer‹ vom Lesen der Romane verwöhnt und einem analytischen Gedankengang sowieso nicht zugänglich. Die Romane bilden dabei, und das ist typisch vor allem für die späte Aufklärung, für die Ratgeberliteratur sowohl eine Negativfolie wie auch ein Vorbild. So wird einerseits immer wieder beklagt, daß die identifikatorische Lektüre von Liebesromanen zu unverantwortlicher Schwärmerei und Realitätsverkennung führe. Andererseits jedoch bieten wenige, als ›moralisch hochwertig‹ eingestufte Romane auch ein unverzichtbares Repertoire an Menschenkenntnis und moralischer Orientierung. Ein wesentlich komplexeres Verhältnis zwischen Literatur und Leben beschreibt beispielsweise Jacob Mauvillon in seiner Schrift

27 Vgl. auch hierzu Luhmann, der ebenfalls den Bildungszweck betont: »Intimität wird als Eheglück gesehen, und sie erfordert die Einbeziehung der Sinnlichkeit in einen Prozeß wechselseitiger Bildung seelischer und geistiger Form« (Anm. 3, S. 151).

Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert, indem er die kultivierende Kraft der Romane mit derjenigen des Ehestandes in ein Wechselverhältnis setzt:

Weil unser Ehestand, unsere Art die Weiber zu behandeln, uns viel fähiger zu einer erhöhten Moralität in der Liebe macht, so haben sich so viele Menschen unter uns gefunden, die Romane geschrieben haben: allein hinwiederum haben die Romane ganz erstaunlich viel zur Verbreitung und Erweiterung dieser Moralität beygetragen. O wer dieses nicht einsieht, wer nicht sieht, welchen Einfluß auf Ehe- und Familienglück unsre Romane haben, der ist wahrlich sehr kurzsichtig!²⁸

Auch Leonhard Meister legt seiner Braut eindringlich immer wieder die Lektüre der Romane speziell von Richardson oder Rousseau ans Herz. Daneben gestaltet er selbst seine eigene *Sittenlehre der Liebe und Ehe* poetisch so abwechslungsreich wie möglich: Er zitiert Briefe und Anekdoten anderer, legt einen aphoristischen Auszug seines eigenen Tagebuchs bei und endigt gar mit einem langen Gedicht. Die Sachprosa-Texte zur Ehe nähern sich damit in Einzelzügen einer literarischen Ehestandsprosa an. Dabei entstehen zudem Mischformen in der Tradition der ›moralischen Erzählung‹ der frühen Aufklärung. Meister empfiehlt beispielsweise die Abfassung »historisch-moralischer Familien-Chronicken« als einer Art realhistorischer Erzählungen vom alltäglichen Leben:

Ohne Zweifel würde es interessant seyn, wenn man historisch-moralische Familien-Chronicken, so wie heraldische und genealogische Stammbäume hätte. Auch in der Geschichte der gemeinsten Menschen-Kinder – welcher fruchtbarer Beytrag zu leichterer Auflösung der wichtigsten Fragen aus der Seelenlehre, der Moral, der Politick und der Religion selber?²⁹

Interessanterweise existiert tatsächlich ein Beispiel einer solch »historisch-moralischen Familien-Chronik«, das aber leider gar nicht die Vorbildlichkeit der bürgerlichen Ehe demonstriert, sondern anschaulich eine folgenreiche Verwechslung von Literatur und Wirklichkeit dokumentiert. Es handelt sich um die kurze Ehe des bekannten Volksdich-

28 [Jacob Mauvillon]: *Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert*. Ein Gegenstück zur der Schrift *Ueber die Weiber*. Leipzig 1791, hier S. 276.

29 Meister (Anm. 5), S. 134f.

ters Gottfried August Bürger mit dem »Schwabenmädel« Elise Hahn; die Dokumentation dieser Ehe anhand von Bürgers Briefen erschien erstmals 1812 anonym. Die Geschichte ist schnell erzählt: Elise Hahn veröffentlichte 1789 anonym in der Wochenschrift *Beobachter* eine lyrische Liebeserklärung an Bürger nach einer Lesung seiner patriotischen Gedichte. Bürger fühlt sich geschmeichelt und bietet viel Energie auf, um der Verfasserin auf die Spur zu kommen. Dabei betont er in Briefen an seine Umgebung immer wieder den »romanhaften und originellen«³⁰ Charakter der ganzen Angelegenheit:

Ein Schwabenmädel, verliebt in meine Poetereyen und durch einen natürlichen Übergang auch in mich, hat in poetischem Scherz um mich angehalten, und ich – heirate das Mädchen in schlichtem prosaischen Ernste.³¹

Der eigentlichen Werbung schickt Bürger eine ausführliche briefliche Lebensbeichte voran, in der er durchaus redlich sein fortgeschrittenes Alter, seine schwache Gesundheit, seine emotionale Verbitterung durch viele negative Erfahrungen, seine Anhänglichkeit an seine verstorbene Gattin, seine nicht eben üppige wirtschaftliche Situation und sogar seinen moralisch zweifelhaften Ruf als Libertin darlegt. Die Hochzeit kommt, im Wesentlichen wegen der Verspätung der Post, trotz alledem zustande. Es dauert jedoch kaum ein halbes Jahr, da beklagt Bürger in ausführlichen Briefen an seine Schwiegermutter die Unfähigkeit des Schwabenmädel als Ehefrau: Sie versage sowohl als Hausfrau, als Mutter wie auch als Gattin; und Punkt für Punkt wird nun die bekannte dreifache Bestimmung der Frau minutiös abgearbeitet. Das Resümee lautet:

Wenn man einen täglichen Lebenslauf so in einem Romane oder in einer Comödie geschildert fände, so würde man die Schilderung für übertrieben halten. Aber dennoch ist, hier, leider!, das Urbild in der Natur.³²

30 Bürger unglückliche Liebe. Die Ehestandsgeschichte von Elise Hahn und Gottfried August Bürger. Hg. von Hermann Kinder. Frankfurt a. M. 1981, S. 46.

31 Brief an Knigge vom 27.5.1790; zitiert nach Bürger unglückliche Liebe (Anm. 30), S. 52.

32 Bürger unglückliche Liebe (Anm. 30), S. 81f.

Aus der »artigen Anekdote in der Geschichte der deutschen Literatur«³³ (so Bürger anfangs) ist damit das bekannte Trauerspiel einer allzu prosaischen Ehe geworden. Dabei zeigt das Beispiel sehr genau, wie zunächst in der Werbungsphase – trotz aller expliziten Bemühungen um Reflexion – die literarisch-empfindsamen Deutungsmuster überwiegen. So übersendet Elise ein Porträt von sich, das Bürger zunächst enttäuscht: es ist »Augen und Herzen ganz fremd«. ³⁴ Erst als er vor dem Bildnis nochmals ihre Briefe liest, spricht es ihn plötzlich an; offensichtlich benötigen seine Gefühle also ein wenig Beflügelung durch die Einbildungskraft, die zum nackten sinnlichen Anblick die schöne Seele dazuphantasiert. Im Ehealltag behaupten die pragmatischen Deutungsmuster und Gefahrenanalysen der Ehe-Ratgeberliteratur jedoch ihr Recht und verscheuchen alle empfindsamen Phantasien.³⁵

Damit bestätigt Bürger zunächst Hippels fatales Diktum über das »ewige Einerlei« des Ehestandes, das weder lebens- noch erzählenswert ist. Andererseits weist Hippel im gleichen Text darauf hin, daß doch eine Art eigener »Ehe-Poetologie« vorstellbar wäre. Seine sehr bildhaft zugespitzte und polemische Schreibart in *Ueber die Ehe* rechtfertigt er nämlich in einer Formulierung, die gegen Bürgers Trennung von »poetischem Scherz« der Liebeswerbung und »schlichten prosaischen Ernst« des alltäglichen Lebens deren Verbindung setzt: »Ich habe ehemäßig geschrieben. Scherz und Ernst ist verwebt.«³⁶

33 Ebd., S. 16.

34 Ebd., S. 24.

35 Vgl. dazu auch Luhmann, der im Einzelnen herausarbeitet, wie die Romanliteratur als »Medien-Code« (Anm. 3, S. 54) die Realitätswahrnehmung in Liebe und Ehe vorprägt: »Die Liebe entsteht wie aus dem Nichts, entsteht mit Hilfe von kopierten Mustern, kopierten Gefühlen, kopierten Existenzen und mag dann in ihrem Scheitern genau dies bewußt machen« (ebd.).

36 Hippel (Anm. 1), S. 96.

III. Erzählen vom Eheleben

Gibt es ein solches ›ehemäßiges‹ Erzählen, das den Glücks- und Wechselfällen des Ehelebens gerecht wird, tatsächlich in der Literatur der Zeit? Ich werde im Folgenden mehrere Erzähltexte³⁷ im Blick auf zwei Grundfragen untersuchen: 1) Welches Ehekonzept wird in dem jeweiligen Text vorgetragen? Und was ist die Basis dieses Beziehungsmodells? 2) Welche formalen Darstellungsmittel und ästhetischen Überlegungen werden in diesem Zusammenhang, speziell aus der Ehe-Thematik heraus, entwickelt? Was bedeutet ›ehemäßiges Erzählen‹ konkret?

(1) »Gegründete Liebe« in Gellerts *Schwedischer Gräfin*

Mein Ausgangspunkt ist eines der heroischsten und gleichzeitig weltfremdesten Konzepte der früheren und mittleren Aufklärung, nämlich die Idee der ›vernünftigen Liebe‹, wie sie sich beispielsweise im Werk von Christian Fürchtegott Gellert finden. In dem 1749/50 erschienenen Roman *Leben der schwedischen Gräfin von G**** schließt die namenlose weibliche Hauptfigur aparterweise gleich zwei Ehen: Sie heiratet zunächst einen schwedischen Grafen; als dieser in Kriegs- und Intrigenwirren verschwindet, ehelicht sie den Hausfreund, den Bürgerlichen Herrn R***. Als der erste Ehemann überraschend doch wieder auftaucht, wird die zweite Ehe im allgemeinen Einverständnis aufgelöst, die Gräfin kehrt zum Grafen zurück und R*** verwandelt seine eheliche Liebe »von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung«.³⁸ Das Bäumchen-wechsel-dich-Spiel wird dadurch ermöglicht, dass alle Protagonisten souverän über ihre Gefühle verfügen können, weil diese zutiefst vernunftgegründet sind. Bereits die erste Werbung des Grafen stellt nicht nur auf die »Gewißheit« seiner Liebe, sondern auch auf die

37 Die Auswahl soll vor allem dazu dienen, ein gewisses Spektrum über die Zeit hinweg abzubilden. Natürlich können in diesem Rahmen keine umfassenden Analysen vorgelegt werden, sondern ich beschränke mich auf die Darlegung der Ehekonzepte und ihrer Darstellung.

38 Christian Fürchtegott Gellert: *Leben der schwedischen Gräfin von G****. Leipzig 1749/50; hier zitiert nach dem Neudruck, hg. von Jörg-Ulrich Fechner. Stuttgart 1985, S. 66.

Gewißheit von den »Verdiensten« der Umworbene ab.³⁹ Der sich an eine sehr zurückgezogene und stille Hochzeit anschließende eheliche Umgang ist »nichts als Liebe«, das gemeinsame Leben »nichts als Vergnügen«⁴⁰ und muß deshalb nur summarisch beschrieben werden: Man lebt abgeschirmt von den Versuchungen des Hofes auf dem Landgut, hält sich viel im Büchersaal auf, und der Gemahl liest für die Gattin aus Werken, »die teils historisch, teils witzig, teils moralisch waren, die schönsten Stellen vor«⁴¹, um ihren Geschmack zu schulen. Von Kindern oder Haushaltspflichten ist ebenso wenig die Rede wie von aufkommender Langeweile; betont wird allerdings die »Klugheit und Behutsamkeit«⁴², die zur Aufrechterhaltung der Lebens- und Bildungsgemeinschaft unabweislich investiert werden muß: Sie erst

erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist, so kann sie bis in die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben.⁴³

Die Ehe wird hier also sowohl als philosophisch-moralische Anstalt wie auch als fortwährende gegenseitige Erziehungs- und Kultivierungsaufgabe präsentiert. Um die Wirkung auf den Leser zu verstärken, werden im Roman auch Negativ-Beispiele unmoralischer, da nicht auf dem Beziehungsmodell der »gegründeten Liebe« aufgebaute Beziehungen gezeigt, die der poetischen wie moralischen Logik gemäß tragisch enden. Vor allem jedoch ist der in Form einer autobiographischen Ich-Erzählung vorgetragene und häufig direkt an den Leser adressierte Lebensbericht der schwedischen Gräfin ein Musterbild an kultivierter und trotzdem natürlicher und lebhafter Rede, wie sie Gellert als Formideal in seinem weitverbreiteten Briefsteller *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung vom dem guten Geschmack in Briefen* (1751) vorträgt. »Ehemäßig erzählen« bedeutet hier also: Die »gegründete Liebe« als ideales Beziehungskonzept

39 Ebd., S. 8f.

40 Ebd., S. 19

41 Ebd., S. 19.

42 Ebd., S. 38.

43 Ebd.

so darstellen, dass der für die Ehe unabdingbare Kultivierungs- und Geschmacksbildungsprozess beim Lesen selbst gefördert wird.

Offensichtlich handelt es sich bei diesem Roman also um eines der Mustertexte, die jeder noch so strenge Zensor jeder noch so unschuldigen Braut bedenkenlos in den Brautschatz geben könnte und der im Sinne Mauvillons zur »Erweiterung der Moralität«⁴⁴ beiträgt. Die Ehen der schwedischen Gräfin demonstrieren daneben eindrücklich die beginnende Loslösung des Ehediskurses von den traditionellen ehelichen Pflichten und die neue Verpflichtung auf das Muster der Lebensgemeinschaft, die durch das gemeinsame eheliche Gespräch und die gegenseitige Bildung zusammengehalten wird. Daß Kinder bei Gellert geradezu kategorisch nicht vorkommen, ist in diesem Zusammenhang nur ein weiterer Beweis dafür, daß es nicht um natürliche Bande, sondern die bewußte Wahl vernunftgesteuerter Individuen geht. Da jedoch die Ehe sozusagen das Allvernünftigste ist, was ein Mensch zur Förderung seiner eigenen Glückseligkeit tun kann, muß auch wenig erzählerische Energie in ihre Darstellung investiert werden: Die Darstellung des Ehelebens erfolgt summarisch, ein für allemal, während die eigentlich krisenhaften Beziehungen als Kontrastfolie den weit größeren Raum einnehmen.

(2) »Sympathetische« Neigung in La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*

Gut zwanzig Jahre später erscheint ein ebenfalls erfolgreicher Roman, nun gar verfasst von einer Frau: Sophie von La Roche schildert in ihrer *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) die wechselhaften Schicksale der Sophie von Sternheim von der Jugend bis zu ihrer glücklichen Einfahrt in den Hafen der Ehe am Ende des Romans. Dabei wird das alte Modell der vernünftigen, weil auf Verdienste gegründeten Liebe an einer entscheidenden Stelle noch einmal aufgerufen und – bezeichnenderweise in Form des einzigen im Roman enthaltenen Dialogs – reflektiert. Sophie diskutiert mit einer reichen und schönen Witwe von C***, die vier Verehrer hat, aber keinen von diesen heiraten will, Sinn und Zweck der Ehe. C*** führt zunächst mehrere prinzipielle Argumente

44 Vgl. Anm. 26.

gegen eine neue Ehe an: Sie hat in ihrer ersten Ehe offensichtlich üble Erfahrungen gemacht und will sich deshalb ihre »durch so viele Bitterkeit«⁴⁵ erkaufte Freiheit erhalten. Sophie kontert, sehr philosophisch: Wahrhaft frei ist nur, wer frei handelt und dadurch andere glücklich macht. Frau von C*** hält dagegen, daß das vermeintliche Liebesglück der allgemeinen Erfahrung nach äußerst vergänglich sei; Sophie erwidert, daß sie schließlich nicht wegen vergänglicher äußerer Attribute, sondern wegen ihrer geistigen Schönheit und moralischen Verdienste geliebt werde. Diese Verdienste jedoch, so Frau von C***, würden ja von Männern durchaus unterschiedlich bewertet; Sophie darauf: Aber sie habe doch bereits einen Verehrer, bei dem man sich sicher sein könne, eine wahrhafte und dauerhafte Würdigung zu finden, nämlich einen

liebenswürdigen Gelehrten, dessen schöner und aufgeklärter Geist Ihnen das Vergnügen gewährte, daß nicht die geringste Schattierung Ihrer Verdienste ungefühlt, und ungeliebt blieben, in dessen Umgang der edelste Teil Ihres Wesens unendliche Vorteile genießen könnte, indem er Sie an der Hand der Zärtlichkeit durch das weite Gebiet seiner Wissenschaft führen würde, wo sich Ihr Geist so angenehm unterhalten und stärken könnte.⁴⁶

Zudem, so Sophie weiter auf den Spuren der schwedischen Gräfin Gellerts, biete das »artige Landhaus« des Herrn von T. eine »wenig schimmernde, aber fest gegründete Zufriedenheit«, in der die Witwe »durch einen edelmütigen Entschluss zugleich drei der heiligsten Pflichten erfüllen könnte«⁴⁷; und die allergrößte Pflicht sei es letztlich, zur Glückseligkeit unserer Nächsten ebenso sehr beizutragen wie zur eigenen. Gegen soviel geballte moralischen Altruismus und weibliches Pflichtbewußtsein bleibt der Witwe nur noch ein Argument *ad hominem*: Sie fühle sich einer solchen Herausforderung aufgrund ihrer negativen ersten Erfahrungen mit der Ehe und den daraus resultierenden, unheilbaren inneren Verletzungen letztlich einfach nicht gewachsen.

45 [Sophie von La Roche]: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Original-Papieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C.M. Wieland. Leipzig 1771; hier zitiert nach dem Neudruck, hg. von Barbara Becker-Cantarino. Stuttgart 1990, S. 254.

46 Ebd., S. 255.

47 Ebd., S. 257.

In Sophie hinterläßt der Dialog, so rational und eloquent sie ihn auch geführt hat, einen unschönen Nachgeschmack; es dünkt ihr, so ergänzt sie die Niederschrift, »dass ich lauter unrechte Ursachen hasche«. ⁴⁸ Offensichtlich ist sie selbst schon nicht mehr vom Modell der vernünftigen Liebe überzeugt; es bietet zumindestens keine hinreichende Basis zur Erfüllung der drei ›heiligsten Pflichten‹ der Frau, an denen sie ja durchaus festhält. Tatsächlich hat das Modell nämlich auch in ihrem eigenen Leben nicht funktioniert. Ihr wird ebenfalls eine rational perfekt motivierte Ehebeziehung von Lord Rich angeboten; sie entscheidet sich aber für ihre Jugendliebe, dessen nicht ganz so perfekten Bruder Lord Seymour. Die gegenseitige Neigung von Sophie und Seymour wird von Anfang an nach dem Muster der »sympathetischen Liebe« ⁴⁹ beschrieben: Es handelt sich um eine quasi naturgesetzliche Anziehungskraft, die zwar nur in Grenzen rationalisierbar ist, als positive Naturkraft jedoch Vertrauen verdient. Im wiederum am Schluß summarisch beschriebenen idyllischen Eheleben auf dem Lande verbindet Sophie den ehelichen Pflichten gemäß die tugendhafte Zärtlichkeit einer Gattin und Mutter mit der Vorbildlichkeit der guten Hausfrau. Die Botschaft des Romans ist sehr klar: Nur wer seine in einer frühen Erziehung solide gelegten moralischen Maximen heil durch die Versuchungen des Hoflebens bringt und auch an harten Lebensprüfungen nicht verzweifelt, gewinnt die wahre Freiheit moralischen Handelns und erfährt verdiente Glückseligkeit. Deren Gipfel ist die auf sympathetischer Neigung gegründete Ehe, die selbst die melancholische Anlage des Ehemanns Seymours auf die Dauer zum Verschwinden bringt. In dieser Ehe kommt die Ehefrau selbstverständlich ihren dreifachen »heiligsten Pflichten« nach; ein besonderes Schwergewicht liegt jedoch auf der Gestaltung des sozialen Umfelds durch gezielte altruistische Handlungen, also auf einer in Richtung Staatsmodell erweiterten ehelichen Kultivierungsleistung: So strahlt Sophies soziales Engagement wohltuend auf die gesamte Nachbarschaft aus, und sie selbst widmet sich in ihrer Freizeit vor allem der Erziehung junger Mädchen.

48 Ebd., S. 258.

49 Ebd., S. 288.

Bis hierher zusammenfassend kann man sagen: Solange »gegründete« Formen der Liebe – wie die vernünftige Liebe bei Gellert oder die sympathetische Neigung bei la Roche – dominieren, die problemlos in eine Ehe überführt werden können, sind keinerlei erzählerische Experimente zu ihrer ohnehin meist nur summarischen Darstellung nötig. Der Preis ist allerdings eine gewisse Weltfremdheit gegenüber dem wesentlich realistischeren Ehediskurs der Eheratgeber. Das ändert sich erst langsam bei la Roche, wo die Heiratsverweigerung der schönen Witwe immerhin mit dem sokratischen Frauen-Dialog einen Fremdkörper in den empfindsamen Romankosmos einpflanzt. Eine konsequent eigene Form gewinnt der literarische Ehediskurs aber erst in der Spätaufklärung, wo die allgegenwärtige Krisensymptomatik der Aufklärung nun auch auf die Ehekonzepte durchschlägt. Ein Beispiel dafür sind die *Ehestandsgeschichten* von Johann Karl Wezel.

(3) »Polirte Natur« in Wezels *Ehestandsgeschichten*

Johann Karl Wezel veröffentlicht 1776 in Wielands *Teutschem Merkur* die *EhestandsGeschichte des Hrn. Philipp Peter Marks*; 1779 folgt als ein zweiter Teil *Die wilde Betty*.⁵⁰ Die erste Ehestands-Erzählung beschreibt die fünf gescheiterten sowie die sechste gelungene Ehe der Titelfigur Peter Marks; die zweite schildert komplementär dazu die vier Liebhaber und drei Ehemänner der »wilden Betty«. Beide Erzählungen sind weitgehend parallel aufgebaut: Sie stellen die Erfahrungen aus der einseitigen Position der jeweiligen Titelfigur dar, die als Ich-Erzähler fungiert; und die einzelnen Episoden laufen immer nach dem gleichen Muster ab. Peter Marks heiratet nacheinander eine Empfindsame, eine Streitsüchtige, eine Kokette, eine Geizige und einen Freigeist; die wilde Betty ist verheiratet bzw. hat Affären mit einem Juristen, einem Offizier, einem Playboy, einem Kapitän, einem Landedelmann und einem Brückenbauer. Die gescheiterten Beziehungen enden allesamt mit dem Tod der jeweiligen Ehepartner, der gleichzeitig drastisch poetische Gerechtigkeit vollzieht: Die Kokette verstirbt an einem verschluckten französischen Vers; die

50 Vgl. zu einer ausführlicheren Analyse Jutta Heinz: Wezel und die Frauen. Prototypen feministischer Argumentationsstrukturen im späten 18. Jahrhundert? In: Wezel-Jahrbuch 4 (2001), S. 120-141.

Geizige ärgert sich über einen marginalen finanziellen Verlust zu Tode; der Jurist stirbt an seiner pedantischen Rechthaberei; der willenslose Brückenbauer passt sich Bettys Willen so gut an, dass er sogar ihr zu Gefallen stirbt. Insoweit enthalten die *Ehstandsgeschichten* unübersehbar das von Hippel für das ›ehemäßige‹ Erzählen geforderte Element des »Scherzes«: Die Figuren sind größtenteils Charakter- und Berufs-Stereotypen, die Handlung ist satirisch überzeichnet, der Realismus derb und handgreiflich.

In den detaillierten Schilderungen der Eheverläufe selbst finden sich noch weitere Topoi des popularphilosophischen Ehediskurses. So spielt die Aufzucht von Kindern in beiden Erzählungen keine Rolle, da auch hier der Fortpflanzungszweck deutlich zugunsten des Gemeinschaftsaspekts zurücktritt. Aber eben diesen neuen Ehezweck der »vollkommensten Lebensvereinigung« können die unterschiedlichen Ehepartner in den meisten Fällen noch nicht ausfüllen. Gleichzeitig gibt es jedoch im Hintergrund der grellen Satire ernsthaftere psychologische Entwicklungen zu verzeichnen, die nach dem spätaufklärerischen Modell pragmatisch-anthropologischen Erzählens dargestellt werden. So wird der anfängliche Geck Peter Marks allmählich ein durchaus mitfühlender und verantwortungsbewußter Ehemann. Das demonstriert vor allem das versöhnliche Schlußtableau der sechsten und erfolgreichen Heirat. Peter Marks will fortan auf seinem Landgut zurückgezogen in philosophischer Einsamkeit leben. Bei einem Spaziergang trifft er unvermutet ein Landmädchen, das ihm spontan als Idealbild einer Ehefrau erscheint:

Sie ist bey einer kleinen Einnahme erzogen worden, und darum hat sie eine starke Tinktur von Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit und dergleichen Tugenden mehr; sie ist ohne Verfeinerung erzogen worden, und darum sind ökonomische Sorgen mit ihren vorhandenen Ideen nicht disharmonisch und zu alltäglich, um sie zu beschäftigen; bey dem allen mangeln ihr die Annehmlichkeiten nicht, die sich die Verfeinerung gern allein anmaßen möchte; sie hat einen naifen natürlichen Witz, einen nicht durchdringenden, aber lebhaften und treffenden Verstand, eine schnelle, starke Empfindung, ungemein viel Zärtliches in Reden, Minen und Handlungen.⁵¹

51 Johann Karl Wezel: Peter Marks und die wilde Betty. Zwei Ehstandsgeschichten. Leipzig 1779, S. 121f. Wie bei den meisten Romanschlüssen Wezels ist nicht endgültig zu klären, ob hier auch eine Spur Ironie mitschwingt.

Im Gegensatz zu den satirisch-boshaften Beschreibungen der Vorgängerinnen ist die der letzten Ehefrau mit deutlicher Zuneigung und einem gewissen psychologischen Tiefgang verfasst. Zugesprochen werden ihr vor allem Tugenden der Mäßigung: sparsam, aber nicht zu sehr; intelligent, aber nicht übertrieben; witzig, aber mit Herz; empfindsam, aber nicht gekünstelt; kurz, wie der Erzähler selbst zusammenfasst: »Meine Frau muß ganz Natur bleiben, aber wohl verstanden! – polirte Natur« (S. 123). Zwar scheint auch hier das von Gellert bekannte Ideal der kultivierten Ehefrau auf, ebenso ist von der grundlegenden Bedeutung der Mädchenerziehung die Rede. Im Unterschied zu Gellert werden aber auch die Grenzen dieses Konzepts benannt: Die Kultivierung darf die natürlichen – und spezifisch weiblichen – Anlagen zur Empfindsamkeit nur mäßigend überformen. Ähnliches gilt umgekehrt auch für die »wilde Betty«, die schon als Kind am liebsten durch Pfützen springt. Diese natürliche Wildheit kann sie nie ganz ablegen, aber immerhin an der Realität und ihren diversen Ehen und Liebhabern abschleifen. Am Schluss erfüllt sie damit doch die anfängliche Prophezeiung ihres Vaters, »die Liebe und der Ehestand« würden sie »in eine vernünftige Kreatur verwandeln«. ⁵²

›Ehemäßiges Erzählen‹ bei Wezel bedeutet also: Das Beziehungsmodell ›Ehe‹ wird auf der Basis von naturalen und gesellschaftlichen Geschlechterrollen nun aus zwei verschiedenen Perspektiven beleuchtet; der Ehediskurs ist gegenüber dem beinahe geschlechtsneutralen Monolog bei Gellert zweistimmig geworden. Dabei tritt wiederum der kultivierende Aspekt von ehelichen Beziehungen in den Vordergrund, diesmal jedoch mit einem anthropologischen statt eines moralischen Begleitdiskurses: Die Kultivierung kann und soll die ursprüngliche Natur (vor allem der Frau) nicht verdrängen, sondern nur »polieren«. Dabei »verweben« sich die beiden von Hippel geforderten Elemente »Scherz« und »Ernst« im Nebeneinander der Erzählformen von vordergründiger Satire und hintergründiger realistisch-psychologischer Motivierung.

52 Ebd., S. 29.

(4) »Eheliche Hälften« in Jean Pauls *Siebenkäs*

Mein nächstes Beispiel weist in mehreren Punkten deutliche strukturelle Ähnlichkeiten mit Wezels *Ebestandsgeschichten* auf, die Grundintention ist jedoch gerade entgegengesetzt: Wo Wezel die Ehe als Geschlechterverhältnis naturalisiert, arbeitet Jean Paul an der Idealisierung der Ehe, die als ein besonders anschauliches Paradigma für die existentielle Erfahrung menschlicher Zerrissenheit verstanden wird.⁵³ In seinem 1796 veröffentlichten, frühen Roman *Blumen-, Frucht und Dornenstücke oder Ebestand, Tod und Hochzeit des armen Advokaten F.St. Siebenkäs* wird dieser Zusammenhang explizit hergestellt: Der Mensch habe nämlich

einen unbeschreiblichen Hang zur Hälfte – vielleicht weil er ein auf zwei Welten mit ausgespreizten Beinen stehender Kolossus und Halbgott ist –, namentlich zu Halbromanen – zum Halbfranko des Eigennutzes – zu halben Beweisen – zu Halbgelehrten – zu halben Feiertagen – zu Halbkugeln und folglich zu ehelichen Hälften.⁵⁴

Die Ehe ist also eine besonders charakteristische Form des Dualismus zwischen innerer und äußerer Welt, Phantasie und Wirklichkeit, Enthusiasmus und Realismus, der einen tiefen Riss durch Jean Pauls gesamte Romanen-Welt zieht. Das verdeutlicht Jean Paul vor allem anhand der Jahreszeitenmetaphorik: Während die »eheliche Liebe« zwischen dem materiell armen Advokaten und Satiriker Siebenkäs und seiner eher geistig armen Lenette ein »prosaischer Sommertag mit Ernst und Schwüle« ist, ist Siebenkäsens Liebe zur schönen Seele Natalie eine »poetische Lenznacht mit Blüten und Sternen«.⁵⁵ Der »prosaische Sommertag« der Ehe wird in den »Dornenstücken« des Romans geradezu minutiös geschildert, vor allem seine Entwicklung von den »Lindenhonigmonaten«⁵⁶ direkt nach der Hochzeit bis hin zum täglich eskalierenden Ehekrieg. Der

53 Vgl. zur Ehe bei Jean Paul Elsbeth Dangel-Pelloquin: Eheklage als Rührwerk des Erzählens. Jean Paul und Johanne Pauline im Vis-à-Vis. In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 34 (1999), S. 35–55.

54 Jean Paul: *Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ebestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs*. In: Jean Paul: *Sämtliche Werke*. Abt. 1, Bd. 2. Hg. von Norbert Miller. München, Wien 1959, S. 546.

55 Ebd., S. 448.

56 Ebd., S. 152.

auktoriale Erzähler, der sich dabei mit Bewertungen der Kampfpartner nicht zurückhält, rechtfertigt diese besondere Ausführlichkeit eigens: Andere Romane würden

so weit von dieser Lebensbeschreibung oder von der Natur abweichen und die Trennungen und Vereinigungen der Menschen in so kurzen Zeiten möglich und wirklich machen, daß man mit einer Terzienuhr dabeistehen und es nachzählen kann. Aber ein Mensch reiet nicht auf einmal von einem teuren Menschen ab, sondern die Risse wechseln mit kleinen Bast- und Blumenankettungen, bis sich der lange Tausch zwischen Suchen und Fliehen mit gänzlicher Entfernung schlieet, und erst so werden wir arme Menschen – am rmsten.⁵⁷

In diesem Zitat zeigt sich ebenfalls das metaphorngenerierende Potential der Ehetematik: Von den anfänglichen Schilderungen der Eheringe als »Handschellen und Kettenringe der Ehe«⁵⁸ führt ein ganzes Bildfeld über die verschiedensten Verkettungsmodelle hin zu den oben genannten spielerischen »Bast- und Blumenankettungen«. Dabei bleibt das Verhältnis von Poesie und Wirklichkeit bzw. von Liebe und Ehe durchaus ambivalent. Abhängig ist es nämlich auch von den real existierenden sozialen Verhältnissen: So erwachsen die ersten Ehekriege unter anderem aus der großen materiellen Not des Paares, die jegliche Idealisierungs- wie auch Kultivierungsversuche von Siebenkäs an Lenette untergräbt. Der Erzähler verteidigt Lenette deshalb:

Ich weiß es gewiß, sie hätte ihren Siebenkäs, den sie vor der Ehe so kalt liebte wie eine Gattin, in ihr so lieb gewonnen wie eine Braut, htt' er etwas – zu brocken und zu beißen gehabt. Hundertmal bildet eine Braut sich ein, sie haben ihren Verlobten lieb, da doch erst in der Ehe aus diesem Scherze – aus guten *metallischen* und *physiologischen* Gründen – Ernst wird.⁵⁹

Womit wir wieder bei »Scherz« und »Ernst« wären; diesmal ist die Verkettungsstruktur jedoch eine paradoxe: Vor der Ehe ist die Liebe Lenettes kalt (wie die einer Gattin); nach der Ehe hätte sie Siebenkäs unter Umständen heiß lieben können (wie eine Braut) – wenn die Umstände denn danach gewesen wäre. Insofern ist ihre latente Aggression

57 Ebd., S. 340.

58 Ebd., S. 37.

59 Ebd., S. 303.

gegen die kulturell wie materiell ungleich bemitteltere Konkurrentin Natalie durchaus nachvollziehbar. Doch auch mit Natalie kommt Firmian Siebenkäs erst in einer paradoxen Situation zusammen: nämlich nach seinem Scheintod, mit dem sein eigentliches – geistiges – Leben beginnt.

›Ehemäßig erzählen‹ hieße also bei Jean Paul: Dargestellt wird eine Variante der grundlegenden existentiellen Zerrissenheit des Menschen in zwei Hälften. Auch in der Ehe steht der Mensch vor dem Problem, seine Fähigkeit zum Enthusiasmus (in der Liebe und in der Poesie und im Tod) und seine Abhängigkeit von der Wirklichkeit (in der Ehe und in der Prosa und im Leben) zu vereinen. Die Pole sind zwar jeweils völlig unvereinbar, können jedoch ineinander umschlagen: Aus dem Tod kann das wahre Leben werden, und aus einer im Scherz des Brautstandes begonnenen Ehe eine wahrhafte eheliche Liebe. Die mit der Ehe verbundene Kultivierung jedoch, so der Erzähler, ist vor allem eine Frage des Geldes und des sozialen Standes:

Daher ist in den höhern Ständen, wo man statt der Arbeitsstuben nur Arbeitskörbchen hat, [...] und wo in der Ehe die Liebe noch fort dauert – oft sogar gegen den Mann –, der Ehering nicht so oft wie in den niedern Ständen ein Gygesring, welcher Bücher, Ton-, Dicht-, Zeichen- und Tanz-Künste unsichtbar macht.⁶⁰

In ästhetischer Hinsicht ist bei Jean Paul vor allem das Bildpotential des Ehebundes von Bedeutung, das eigene und neue Bildfelder schafft. In der Ehe-Jahreszeiten-Parallele werden beispielsweise die zwei Welten Natur und Gesellschaft metaphorisch verknüpft. Insofern ist also auch dem Erzählen vom »Burgverlies der Ehe« ein kreatives und phantasieanregendes Potential nicht einfach abzuspüren, sondern auch hier ein paradoxer Umschlag von satirischer Ehe-Prosa in enthusiastische Ehe-Poesie mittels des Jean Paulschen Humor durchaus vorstellbar – hätte Lenette die Texte ihres Mannes denn nur gelesen ...

60 Ebd., S. 557.

(5) Die Ehe als »Anfang und Gipfel aller Kultur« in Goethes *Wahlverwandtschaften*

Damit komme ich abschließend zu einem der wohl berühmtesten deutschen Eheromane: Goethes *Wahlverwandtschaften* (1809). Die Handlung ist allgemein bekannt, vor allem natürlich die vielgedeutete Schlüsselszene mit der Diskussion der beiden Paare über das chemische Phänomen der »Wahlverwandtschaft«. ⁶¹ Dem oberflächlich eingängigen Vergleich zwischen der natürlichen Anziehungskraft chemischer Substanzen aufeinander auf der einen Seite und menschlichen Neigungen zwischen verschiedenen Individuen auf der anderen widerspricht Charlotte jedoch energisch:

Diese Gleichnisreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Ähnlichkeiten! Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht. ⁶²

Sie macht demgegenüber die Möglichkeit einer freien Entscheidung des Menschen geltend, die ihn über die »Naturnotwendigkeit« ⁶³ erhebt. Eine ähnliche Position vertritt auch Mittler, der die Ehe nun wieder gänzlich auf der Moral gründen will und ihren bekannten Kultivierungsaspekt noch verstärkt:

»Wer mir den Ehstand angreift [...] wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun. [...] Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen.« ⁶⁴

Damit wären wir – zumindest aus der Perspektive Mittlers – sozusagen wieder bei dem Ausgangsmodell bei Gellert angelangt, das um eine soziale Komponente angereichert wird: Die Ehe erfüllt eine wichtige

61 Vgl. dazu Christine Lubkoll: Wahlverwandtschaft. Naturwissenschaft und Liebe in Goethes Eheroman. In: Gabriele Brandstetter (Hg.): Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes *Wahlverwandtschaften*. Freiburg i.Br. 2003, S. 261–278.

62 Johann Wolfgang Goethe: Die Wahlverwandtschaften. In: Johann Wolfgang Goethe: Werke. Bd. 6. Hg. von Benno von Wiese und Erich Trunz. Hamburg 1951, S. 275.

63 Ebd., S. 274.

64 Ebd., S. 306.

soziale und moralische Funktion – sie erst ermöglicht das gesellschaftliche Zusammenleben, sie ist die Basis für Moralität, in ihr äußert sich der freie Wille des Menschen, seine Beherrschung der Leidenschaften; sie ist der Königsweg zur Kultur schlechthin.⁶⁵ Das jedoch ist nur eines der vielen und durchaus widersprüchlichen Beziehungsmodelle, die den Roman auf vielen Ebenen durchziehen.

Symbolisch lassen sich diese Beziehungsmodelle beispielsweise an den unterschiedlichen Tätigkeiten der Hauptfiguren im Zusammenhang mit der Gestaltung von Landschaft, Park und Garten sowie ihrem gemeinsamen Musizieren entwickeln – wobei es wohl kein Zufall ist, daß es bei diesen Tätigkeiten um grundlegende Formen der Kultivierung geht. Charlotte legt Spazierwege und Aussichtspunkte an, die eine besondere Art maßvoller ästhetischer Erfahrung stimulieren, wie den Blick aus der Mooshütte auf die durch das Fenster gerahmte Landschaft. Der Hauptmann unterstützt sie durch technische und organisatorische Dienstleistungen, die einen großen Überblick und einen energischen technischen Gestaltungswillen verraten. Beide sind imstande, auch ihre Beziehung im Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu überdenken, sie in größere Zusammenhänge – den sittlichen Grund der Gesellschaft – einzuordnen und trotzdem auch unter diesen eingeschränkten Bedingungen noch genussvolle Momente zu schaffen; gemeinsam spielen sie auch die schwersten Musikstücke. Charlotte und der Hauptmann sind Beziehungsprofis; sie versuchen ihre Beziehung ästhetisch und sozial zu modellieren, auch und gerade wenn das Entsagen erfordert.

Eduard und Ottilie hingegen konzentrieren sich auf die Gartenanlagen mit ihren Baumschulen und Blumenbeeten. Sie ziehen die Pflanzen zum unmittelbaren sinnlichen Genuß heran, Blumen und Früchte für das Haus und die Tafel. Diese sind jedoch stärker den Jahreszeiten

65 Luhmanns Analyse einer »Trivialisierung« der Liebesemantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts liest sich wie eine Beschreibung der Ehen in den *Wahlverwandtschaften*: »Unter der Vorstellung ihr Glück zu suchen, dienen Individuen der Reproduktion der Menschheit. Die Gesellschaft muß dafür in Liebe und Ehe Formen bereitstellen, die die Kombination eines Maximums an Ordnung und Freiheit ermöglichen. Dazu muß in Liebe und Ehe eine eher friedliche, jedenfalls nicht zu turbulente, passionierte Stimmung erreicht werden« (Anm. 3, S. 188).

unterworfen; während der Park auch im Winter noch charakteristische Ausblicke bietet, ist die frucht- und blütenlose Zeit für Eduard und Ottilie letztlich verlorene Zeit; sind die verwelkenden Blumen ein deutliches Zeichen der Vergänglichkeit aller menschlichen Bemühungen. Eduard und Ottilie sind damit näher an der sinnlich-konkreten Natur: Ihre Liebe ist in ihrem Frühling und Sommer eine von der Vernunft unbeherrschbare Leidenschaft, in ihrem Herbst und Winter aber auch ein Rückzug der Natur bis zur völligen Entleiblichung Ottilies kurz vor ihrem Tod und noch darüber hinaus. Das gleiche gilt für ihr gemeinsames Musizieren: Zwar beherrschen sie nicht die Virtuosenstücke, erreichen aber dafür in ihrer dilettantischen Präsentation eine besonders innere Einigkeit, die zu einem lebendigeren Eindruck des Ganzen führt – auch wenn der Preis formale Mängel sind. Dilettantisch gehen beide letztlich auch mit ihrer Beziehung um – was wiederum die Gefühlsintensität zwar steigert, eine sozialverträgliche Gestaltungsleistung jedoch verhindert.

Überlagert werden diese Beziehungsverhältnisse durch den expliziten Geschlechterdiskurs, der immer wieder in den Figurenreflexionen aufgenommen wird. Frauen wird dabei mehrfach das größere Mäßigungs- und damit Kultivierungsvermögen zugesprochen; sie haben auch das bessere Gespür für »das, was im Leben zusammenhängt«. ⁶⁶ Männer hingegen seien generell auf den Augenblick und das einzelne Phänomen fixiert sowie von Natur aus stärker ihren Leidenschaften unterworfen. Diese natürliche Geschlechterpolarität wird in den beiden Paaren jedoch auffällig verkreuzt: So gleichen sich der Hauptmann und Charlotte in der eher weiblichen Anlage zu Mäßigkeit, Affektbeherrschung und Selbstvertrauen, während Eduard und Ottilie sozusagen »männlich« leidenschaftlich, maßlos und unsicher sind. Gerade die komplementäre Anziehungskraft des Unterschiedlichen jedoch führt nach Goethes Modell von Polarität und Steigerung zu »wahrhaft bedeutenden Freundschaften«; gerade »entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Verbindung möglich«, so Charlotte im Wahlverwandtschaften-Gespräch. ⁶⁷ So können sich Eduard und Ottilie zunächst gerade wegen ihrer Ähnlichkeit nur ins immer Maßlosere steigern; die Beziehung des Hauptmanns und Charlottes hingegen

66 Ebd., S. 245.

67 Ebd., S. 273.

erstarrt zeitweise in der sich noch potenzierenden Mäßigkeitsbemühung. Erst als Ottilie ihre Leidenschaftlichkeit entschieden vergeistigt, gelingt ihr die wahrhaft frappierende Steigerung zur Heiligen (wenn man ihre Entwicklung und den Schluss des Textes denn so verstehen will). Und erst als Charlotte in der gemeinsamen Nachtwache mit dem Major nach dem Tod des Kindes anerkennt, daß zum Vereinen auch das Scheiden gehört, übernimmt sie die volle Verantwortung für ihr Handeln.

›Ehemäßiges Erzählen‹ bedeutet also in den *Wahlverwandtschaften*: Die Ehe basiert auf der Anziehung der Geschlechter als einer Form der grundlegenden Polaritäten, die die Natur auf allen Ebenen durchziehen. Diese Polaritäten sind nicht als unversöhnliche Dualismen wie bei Jean Paul oder natürliche Geschlechtscharaktere wie bei Wezel zu verstehen, sondern als komplementäre Entsprechungen. Durch sie werden unendliche Variationen der Anziehung und Abneigung in Gang gesetzt – das demonstrieren auch die weiteren im Roman enthaltenen Ehegeschichten der Nebenfiguren. Gleiches gilt für die erzählerische Darstellung: Mit dem Wechsel von reflektierenden und handelnden Passagen, von Monologen und Dialogen, von sachlicher Beschreibung und empfindsamen Aufschwüngen, von symbolischen Andeutungen und zeichenhaften Verrätselungen, von ironischen Spiegelungen und sachlich-experimenteller Konstruktion führt sie grundlegende erzählerische Polaritäten virtuos vor. Tatsächlich sind gerade die *Wahlverwandtschaften* so ungemein kultiviert und professionell erzählt, daß es ihrer Rezeption beinahe geschadet hat.

IV. Erzählen vom Eheleben im Umbruch:

Gemäßigte Normativität vs. erzählerische Vielfalt

Wie stellt sich also abschließend betrachtet das Erzählen vom Eheleben in den literarischen Texten gegenüber den Rezepten der Sachprosa-Diskurs dar? Besonders interessant erscheint mir die in beiden Diskursen nachweisbare enge Verbindung zwischen Ehe und Kultivierung, die zwar kein ganz neuer Topos im Ehediskurs ist, nun aber sehr stark in den Vordergrund tritt (während beispielsweise der traditionelle Ehezweck der Fortpflanzung sehr auffällig in den Hintergrund gerät). Diese Ver-

bindung hängt mit demjenigen grundlegenden Merkmal zusammen, das die Ehe dann doch noch poetologisch interessant macht: Sowohl ihr lebensweltlicher Vollzug als auch ihre literarische Darstellung erfordert so etwas wie einen angemessenen Umgang mit der Erfahrung von Dualität – sei es in Form von Gegensätzen, Widersprüchen, Polaritäten, komplementären Hälften –, und zwar im Alltag und auf Dauer.

Die Eheratgeber-Literatur reagiert auf dieses Problem durch ein erweitertes und modifiziertes Spektrum von Eheziwecken und differenziertere Rollenmodellen, die gleichwohl an den grundlegenden aufklärerisch-bürgerlichen Normen und Werten orientiert bleiben. Die Ehe als bürgerliche Lebensform konstituiert sich im 18. Jahrhundert aus der Abgrenzung gegen adlige Konvenienzehen ›nach oben‹ und unregelte Sexualkontakte ›nach unten‹, aus der Etablierung des bürgerlichen Ideals ›häuslicher Glückseligkeit‹ gegen das ältere Repräsentationsmodell und aus der Verabschiedung religiöser und biologischer Begründungsmuster. Das modellhafte aufklärerische Ehekonzept propagiert demgegenüber Mäßigung (sowohl in ökonomischer wie auch in emotionaler und sexueller Hinsicht) sowie Tugenden des geselligen und freundschaftlichen Umgangs; es bewährt sich in Erziehung und Kultivierung der Familienmitglieder durch- und miteinander. Dabei werden die alten Rollenbilder nicht völlig außer Kraft gesetzt, sondern nur moderat modifiziert: Ebenso wenig, wie der Bürger im Staat letztlich ein gleichberechtigtes Mitspracherecht hat, gilt das für die Frau in der Ehe. Mann und Frau haben von Natur aus eine unterschiedliche ›Bestimmung‹ und einen an diese angepassten ›Beruf‹; die Frau ist zunächst Ehefrau, Mutter und Haushälterin, der Mann zunächst Bürger, dann Erziehungsbevollmächtigter und Haushaltsvorstand. ›Gleich‹ ist hier vor allem der Anspruch auf wechselseitige Unterstützung – nach Maßgabe der Fähigkeiten und Möglichkeiten – sowie der Anspruch auf Gleichverteilung der Glückschancen.

Die Verbindungen des Ehediskurses in der Ratgeber- und in der Erzählliteratur sind in dieser Zeit relativ eng: Beide reagieren auf realgeschichtliche Veränderungsprozesse in Ehe und Familie mit eher gemäßigten Reformvorstellungen.⁶⁸ Die Ehe im Umbruch – samt dem damit

68 Die ›revolutionärereren‹ Experimente mit Beziehungsformen finden statt dessen in Romanen statt, die statt der Ehe die Liebe in den Vordergrund stellen, von

verbundenen Orientierungsverlust – forciert so als *ein* Thema das Erzählen im Umbruch in besonderer Weise. Dabei überwiegen in der Ratgeberliteratur die normativen Tendenzen – was logischerweise mit dem Genre einher geht, das ja konkrete Lebenshilfe und Orientierung verspricht. In der Literatur der Zeit hingegen können verschiedene Beziehungsmodelle erprobt werden können, die gleichwohl nicht alle Normen sprengen. Das treibt schließlich auch die Entwicklung neuer Erzählformen voran: Die »gegründeten Liebe« und ihr Erziehungsideal werden verbunden mit einem natürlich-didaktischen Erzählideal bei Gellert; die sympathetische Neigung und das soziale Engagement bei La Roche mit dialogischen Formen. Bei Wezel dient ein zweigleisig satirisch-psychologisches Erzählkonzept der Darstellung von Geschlechterkampf auf der einen Seite und dem Ideal polierter Natur auf der anderen; Jean Paul setzt die »Halbheit« des Menschen und die soziale Determiniertheit von Kultur in einen humoristisch-paradoxen und metaphernreichen Erzählstil um. Goethe schließlich demonstriert die Polarität der Geschlechter und die gegenseitige Steigerung als Kulturleistung mit einem komplementären Erzählmodell. Die Verschiedenheit der Geschlechter, ihre mögliche Verbindung in der Ehe und schließlich ihr kultivierender Einfluss auf die Protagonisten ebenso wie auch die Gesellschaft werden dabei für den Leser auf vielfältige Weise sinnlich erlebbar und anschaulich. Ob ihm das im realen Leben und in der realen Ehe hilft, muss offen bleiben – das Beispiel Gottfried August Bürgers demonstriert auf jeden Fall, daß die falschen Lektüren auch in der Ehe zu Katastrophen führen müssen.⁶⁹

Goethes *Werther* bis hin zu Friedrich Schlegels *Lucinde*. Die Grenzen des Konzepts der »romantischen Liebe« werden jedoch von Niklas Luhmann genau benannt: »Sie feiert mit einer rauschhaften Orgie das Ungewöhnliche – aus Anlaß der Freigabe der Eheschließung aus gesellschaftlichen und familialen Zwängen. Sie trifft aber kaum Vorsorge für den Liebesalltag derjenigen, die sich auf eine Ehe einlassen und sich nachher in einer Situation finden, an der sie selbst schuldig sein« (Anm. 3, S. 187).

- 69 Damit trifft sich die hier vorgenommene »Mini-Diskursanalyse« bezüglich der Ehe und der Veränderungen der Ehezwecke in großen Teilen mit Luhmanns Analyse der Liebes- und Ehesemantik im 18. Jahrhundert. Sie ergänzt diese jedoch um eine Analyse zusätzlicher deutscher Quellen sowie die spezifisch literaturwissenschaftliche Analyse der Darstellungsformen, die sich mit dem Ehethema verbinden.